

RON MIECZKOWSKI

ADAM ZAGAJEWSKI,  
MEISTER MEINES NICHTWISSENS

Während ich diesen Text schreibe, nimmt meine Großmutter Abschied von dieser Welt. In einem oberschlesischen Pflegeheim, in dem alle Bewohnerinnen, zu denen sie erst seit wenigen Wochen zählt, »Marienkäferchen« genannt werden, hat wohl eher ihr Körper als ihr dementer Geist beschlossen, nicht mehr zu essen. Mit ihr, der 1924 Geborenen, geht meine einzige wirkliche lebensweltliche Verbindung zur Generation von Czesław Miłosz, Wisława Szymborska und Zbigniew Herbert. Es würde mich nicht wundern, wenn ihr all diese Namen auch früher, als es noch nicht dunkel wurde in ihrem Kopf, nichts gesagt hätten. Wie fern ihr, der einfachen Frau, die große Literatur, nobelpreisprämierte Dichtung und intellektuelles Dissidententum auch waren: Als ich sie zuletzt sah, im September vorigen Jahres, zum ersten Mal wieder nach langer Zeit, um meiner Frau meine Familie vorzustellen, hatte sie eine bemerkenswerte Obsession ausgebildet. Zu allen anderen zu Verhaltensauffälligkeiten ausgewachsenen Schrullen, die demente Menschen oft entwickeln, kam bei ihr das zwanghafte Lesen. Wenn sie nicht im Sitzen, mit einer Decke über ihren Oberschenkeln, die genau bündig mit dem Sofa abschließen mußte – andernfalls drohte ein Wutausbruch –, döste oder schlief, las sie. Sie las alles, was in ihrer Griffweite war. Bei meiner Tante, bei der sie schon lange in Obhut war, hieß das in erster Linie das TV-Programm. Sie las die dünnen Hefte laut vor, von morgens bis abends, von der ersten Seite bis zur letzten, was uns Kurzbesuchern Grund zur Heiterkeit war, meine Tante aber schon längst mürbe gemacht hatte. Wer sie eine Weile beobachtete, verstand sofort, weshalb sie das tat: Sie hörte ihrer eigenen Stimme zu, prüfte, ob sie richtig vorgelesen hatte, ohne zu begreifen, welchen Sinn die ausgesprochenen Worte ergaben. Sie tat es, um sich ständig zu versichern, daß sie es noch konnte: Lesen. Ich erinnere mich, daß ihr geradezu verkrampftes Verhältnis zur eigenen Lesefähigkeit keine neue Eigenheit war. Mir, dem Kind und später Jugendlichen, der sie hin und wieder aus Deutschland kommend erst in Gleiwitz, später Ratibor besuchte, schien die Welt, von der ihre immer unsortierten Geschichten handelten, wie ein untergegangenes Kakanien – sie erzählte von ihrer Zeit in Wien, als oberschlesisches Kindermädchen eines Bezirksvorstehers oder ähnlichem; sie sprach ein wundersames altes Deutsch, fließend und makellos, aber mit Polonismen, die mich als Kind immer zum Lachen brachten. Wenn es etwa

an der Tür klopfte oder das Telefon klingelte, rief sie auf dem Weg zum Flur oder zum Hörer dauernd »Schon! Schon!«, was einem nur verständlich wird, wenn man das polnische *już, już* kennt. Vor neun oder zehn Jahren, als ich sie zuletzt besucht hatte und sie schon nicht mehr recht wußte, wer sie eigentlich war, von mir, ihrem Gegenüber, ganz zu schweigen, erzählte sie mir stundenlang die immer gleichen Episoden aus ihrer Jugend, in der sich wenige Sätze wiederholten. Sie habe ja »drei Alphabete« gelernt, das polnische, das altdeutsche und »die neue deutsche Schrift«, und könne in allen dreien lesen und schreiben. Wobei, sagte sie, sie habe das früher ganz gewiß gekonnt, aber inzwischen vieles vergessen. »Es ist schrecklich, wenn man vergißt«, sagte sie mit einer tiefen, ihr ganzes Gesicht verdunkelnden Traurigkeit.

Am 21. März 2021, dem »Welttag der Poesie«, ist Adam Zagajewski verstorben. Man könnte ihm seinen Tod an ausgerechnet diesem Datum als letzten Witz auslegen – oder, schon weniger humoristisch, als Finis unter seinen Gesängen »für eine verstümmelte Welt«. Auch wenn ich mich ermahne, es mit der Verklärung nicht zu übertreiben, auf die man zumindest in kleinen Dosen für die Strukturierung der eigenen Vergangenheit angewiesen ist, glaube ich, daß ich erst mit der Lektüre von Zagajewskis Texten und, genauer, mit der Lektüre eines seiner Texte, eine gewisse Vorstellung von der Lebenswelt der Generation meiner Großmutter bekommen habe.

Meine Entdeckung von Zagajewski fällt ungefähr in mein siebzehntes Lebensjahr. Sie steht auf der Schwelle zwischen einer auf Kennerschaft ausgerichteten Lektürewut einerseits, die ganz Eitelkeit war, gespeist aus einem Selbstdarstellungswunsch, den das wohlmeinende Lob einer Deutschlehrerin in der achten Klasse ausgelöst hatte – und einer Art des Lesens andererseits, von der ich keinen Begriff hatte, von der ich nicht wußte, daß sie mir fehlte, und die man heute wohl »identifikatorisch« nennt. Ich lernte ein Lesen kennen, das so verschieden war von der Lektüre großer Romane, in denen mir ein Hans Castorp, ein Ulrich oder ein Marcel begegneten. An deren Widerfahrnissen hatte ich zwar mit Tränen Anteil genommen, doch hier glaubte mein Jugend-Ich, sich betroffen fühlen zu dürfen, hier meinte ich, Menschen kennenzulernen, deren faltige Haut und lichtetes Haar kaum weniger Gefühle kindlicher Zuneigung auslösten als die meiner fernlebenden Großmutter. In der Rückschau neige ich zu dem Glauben, daß die Menschen hinter diesen Zeugnissen, historische Persönlichkeiten allesamt, vielleicht die Lücke eingenommen hatten, die das Fehlen frühverstorbener oder in einem anderen Land lebender Großeltern hinterlassen hatte. Zagajewski jedenfalls erfüllte für Nachgeborene wie mich eine Scharnierfunktion: Geboren 1945, konnte er sich die Vergangenheit, um die es mir ging, ebenfalls nur durch Erzählungen der Generation vor ihm erschließen, ein Zuspätgeborener als Mittler für

die noch später Geborenen. Mit ihm und dank ihm lernte ich ein Lesen kennen, das mich innerlich betraf, wie es mir heute, als nunmehr professioneller Leser, der das Lesen und den Umgang mit Büchern zum Beruf gemacht hat, nur noch selten begegnet.

Irgendwann in diesem Jugendalter hatte ich mir vorgenommen, mein inneres Bildungsexpansionsbedürfnis in die Weite zu verlagern: Eine Literaturzeitschrift mußte her. In einer älteren Nummer von Sinn und Form, von der ich alle mir irgendwie zugänglichen Hefte las wie meine Großmutter später ihre TV-Zeitschriften, nämlich von der ersten Seite bis zur letzten, war er dann plötzlich da, Zagajewskis Text. Da schrieb ein Autor, von dem ich nie gehört hatte und der sich weit außerhalb des mir bekannten Orbits großer Literatur bewegen mußte, also jenseits all dessen, worüber mir der mit dem Begriff der Weltliteratur verbrämte Lektüreimperativ zu stehen schien. Es konnte keiner der Großen sein, deren Namen jeder auch nur vage auf »Literatur« Versessene kannte, und sei es bloß von den Buchrücken aus den Bibliotheksregalen. Hier schrieb also ein Kleiner. (Ich habe mir verboten, wieder in diesen Text zu blicken, den ich, seitdem ich ihn mit siebzehn Jahren gelesen hatte, nie wieder hervorgeholt habe, der mich aber mitsamt dem Heft, wie alle Nummern dieser Zeitschrift seither, auf allen Umzügen begleitet hat und den ich jederzeit wieder hervorholen könnte. Erst will ich mich erinnern.)

Da sprach ein Kleiner, der nicht nur meiner hochfahrenden Unkenntnis wegen klein sein mußte, sondern der sich vielmehr in seiner Schreibgeste klein machte. Er erzählt nämlich von einem Großen, an dessen Größe schon der Titel keinen Zweifel läßt: »Józef Czapski – Meister meines Nichtwissens«. Es mag gar nicht in dem Text stehen und das Gedächtnis mir weit entfernte, später gemachte Lektüren kurzschließen, ich erinnere mich aber, daß Zagajewski in Paris diesen Großen aufsucht, der schon schwindet und dessen Krankheit deutlich macht, daß nicht mehr viel Zeit bleibt: Und Zeit braucht Zagajewski, ist seine Bewunderung für diesen Großen doch Antrieb, ihn auszufragen, von ihm zu erfahren, was er erlebt hat, was ihm wichtig war und was er noch zu sagen hat, das nicht schon in seinen Texten gesagt worden ist.

Zagajewski ist als Autor bei einem, der ihm Vorbild ist, menschliches Vorbild – das ist kein bloßer Besuch bei einem Großautor, dessen letzte Sätze der bewundernde Kollege festhalten möchte. Józef Czapski taugt für derlei nicht. Von ihm als Schriftsteller zu sprechen, wäre seltsam verkürzend. In Czapskis Leben hatte nicht weniger als ein ganzes Jahrhundert Platz genommen: Noch im letzten, also von heute aus vorletzten Jahrhundert geboren, Herkunft aus polnischem Adel, der wie jeder Adel etwas Weltläufiges, Internationales an sich hat, aufgewachsen in St. Petersburg, Künstlerkarriere als Maler postimpressionistischer

Gemälde in Paris, Mitbegründer der polnischen Kunstströmung des »Kapismus«, ein biographisches Wirbeln zwischen den Ländern und Sprachen, Einberufung als Offizier zum Ende des Ersten Weltkriegs, der ihn aber eigentümlich unberührt gelassen und ihn auch nicht aus der Bahn geworfen hat; mit gleichem Staunen liest man andere Zeitleisten und Biographien jener Jahre, als Menschen in ihrem Tun unterbrochen wurden durch Politik, durch Krieg, durch Flucht und den Tod anderer, aber nach jeder Unterbrechung weitergemacht haben, wo sie zuvor aufgehört hatten, als wären sie nur eben aufgestanden von ihrem Schreibtisch, von der Staffelei in Czapskis Fall, um später noch emsiger das zu tun, was sie für die Dauer der finsternen Jahre ruhen lassen mußten. Nach allen avantgardistischen Kühnheiten – unterdessen hatte sich wieder ein polnischer Staat gegründet, was aber Czapski so wenig anzugehen schien, daß er ausgerechnet in dessen ersten Jahren in Paris zu leben vorzog – geschah dann doch etwas, was nicht mit weltabgeschiedener Künstlergleichgültigkeit hingenommen werden konnte. Mit dem Zweiten Weltkrieg erneute Einberufung: Mit Zehntausenden polnischen Offizieren wurde er Kriegsgefangener der Roten Armee und alle paar Wochen mit Zügen in ein neues Lager verbracht. In einem von ihnen, bei Grjasowez, hielt er jene Vorträge über Proust, die ich erst Jahre später kennenlernen sollte und die ihn über den Umweg der Proust-Studien zumindest nicht ganz in Vergessenheit geraten ließen. Als einer von wenigen hundert Mitgefangenen kam er 1941 auf ausländische Fürsprache hin frei. Die übrigen starben, erschossen vom NKWD. Er entging dem, was mein Vater mit eigentümlich ernster Stimme mit »Katyń« andeutete, ausgerechnet er, der sonst nicht vieles wirklich ernst nahm, am wenigsten sich selbst, und mir die Welt als großes ironisches Lustspiel vorlebte, auf dessen Streiche man am besten mit eigenen Streichen reagierte. Was das Fundament legte für die heute bis ins Obsessive entstellte Opfer- und Heldenerzählung Polens, war früher schlichtes Kollektivgedächtnis, aufrecht erhalten gegen die offizielle Geschichtsschreibung der polnischen Volksrepublik, für die der vom sowjetischen Politbüro beauftragte Massenmord ein weißer Fleck bleiben mußte. Daß ausgerechnet Czapski, der Überlebende, den Auftrag erhält, nach den verschollenen Kameraden zu suchen, die schon längst, durch Genickschüsse hingerichtet, in Massengräbern verscharrt waren, verbindet seinen Namen in Polen auf immer mit dem Massaker. Von seiner Irrfahrt durch Stalins Reich berichtet er in »Unmenschliche Erde«. So unpathetisch das Buch auch vom Unrecht erzählt – so nüchtern wie Nachgeborene es nie mehr könnten –, läßt sich aus ihm lernen, was der Junge, der ich war, in seiner polnischen Familie in Deutschland neben aller Selbstironie aufgesogen hat: Daß es das Böse und das Gute gibt, die Niedertracht und den Heroismus. Aus diesen nie ausgesprochenen, aber vorgelebten Überzeugungen, die mir ausformuliert erst später

in den Büchern begegnen sollten, entnahm ich die Vorstellung, aus gleichem Holz geschnitzt zu sein: Szmalcownik oder Gerechter unter den Völkern – dazwischen gäbe es nichts, was der Erzählung wert wäre. Der unbarmherzige Blick und die Neigung zu apodiktischen Urteilen, die oft das Ergebnis dieser Lehren sind, stehen mancher polnischen Selbstbefragung noch heute im Weg. Der Siebzehnjährige gewöhnte sie sich erst später ab, die milde Nachsicht hätte er schon früher, auch bei Czapski, und bei allen, für die Czapski zusammen mit meiner Großmutter steht, erkennen können.

Mit der ergebnislosen Suche nach seinen Kameraden ist Czapskis Leben überfull, mehr können Menschenjahre eigentlich nicht fassen. Mit der Anders-Armee kehrt er über den Nahen Osten zurück nach Europa. Ab 1946 lebt er in Paris, genauer: in Maisons-Laffitte, wo er wieder malt und schreibt, aus aller Welt Besuch empfängt von Menschen, die seinetwegen kommen und die er wohl mehr aus Neugier nach dem, was sie selbst zu sagen haben, willkommen heißt als aus der Einsicht, zur Jahrhundertgestalt geworden zu sein, die ein erzähltes Erbe weiterzugeben hat. In Paris erlebt er die Wende, mit der sein Exilgrund erlischt: Er stirbt dennoch dort, fast hundertjährig, ein Exilant auch im Tod.

Von hier aus, von Zagajewskis Erinnerungssessay, der einen Menschen wieder auferstehen läßt, der seine letzten Jahre auf einer Couch verbrachte, nachts im Liegen, tagsüber im Sitzen, wo Czapski die ihm wichtigsten Bücher und Bilder stets griffbereit hatte, begann für mich die Entdeckung einer ganzen Reihe von Wahl- oder Ersatzzähnen: Denn Czapskis Couch stand in jener Villa in Maisons-Laffitte, in der Jerzy Giedroyc und Zofia Hertz das »Instytut Literacki« führten, das Verlagshaus und Redaktion der polnischen Exilzeitschrift »Kultura« zugleich war, die Czapski mitzugründen und zu betreuen half. Hier begann mein Staunen darüber, daß es so etwas gab: eine polnische Intellektuellenemigration, die, recht besehen, zum eigentlichen Kulturträger eines ganzen Sprachbereichs wurde.

Ich greife nun doch nach dem Heft (es ist die Nummer 6/2003), in dem ich Czapski zuerst begegnet bin, schaue auf das Titelblatt – und entdecke sie dort alle, als wäre das Heft nur dafür gemacht gewesen, von einem geckenhaften Jugendlichen gelesen zu werden, der nicht wirklich zu sagen wußte, wer er eigentlich war: Ich sehe Czesław Miłosz, der mit seinem »Theologischen Traktat« den Auftakt macht. Bis heute habe ich keine Vorstellung davon, wodurch sich eine Erziehung, die man katholisch nennt, von anderen unterscheiden soll, aber die Gebete meiner Kindheit waren mir da noch immer nahe, sie sind es noch heute, der Diasporakatholizismus im Hildesheimer Umkreis, in dem ich aufwuchs, tat sein übriges, daß ich der Frage, die einigen im gleichen Alter die drängendste war, der Theodizee, nicht ganz gleichgültig gegenüberstand. Bei

Miłosz nun entdeckte ich einen Glauben, in dem der Zweifel einen mindestens so großen Platz einnahm wie das fromme Vertrauen.

Auf Zagajewskis Gedächtnistext folgen Gedichte von Wisława Szymborska. Sie sollte mich später begleiten: Ich hatte, kurz bevor ich aus meinem Elternhaus auszog, irgendwo einen Gedichtband gefunden oder gekauft, den ich monatelang in der neuen Stadt bei einsamen Spaziergängen bei mir trug.

Wenn ich mir jetzt Zagajewskis Czapski-Text wieder vornehme, entdecke ich darin Notizen (mein Jugend-Ich wußte etwa nicht, was »gargantuesk« bedeuten sollte, was eine »Mansarde« war, hatte aber schon viel zu früh Musil gelesen: »Vielleicht MoE? Möglichkeitsmensch, etc.« steht neben einer Passage, die unpassender kaum sein könnte), vor allem aber war folgende Beschreibung von Czapskis letzten Lebensjahren angestrichen: »Er war fast blind und die ihn besuchenden Freunde lasen ihm seine alten Essays vor. Früher hatte er verlangt, daß man ihm Texte anderer Autoren vorlese, zum Ende hin wollte er nur noch seine eigenen hören. Das war kein Altersnarzißmus, vielmehr rang er verzweifelt um das schwindende Gedächtnis.«

Ich stelle mir vor, wie Czapski eine ganz ähnliche Furcht vor dem Vergessen hatte wie meine Großmutter. Vielleicht ahnte er, daß auch mit ihm das grausame Spiel gespielt werden könnte, das meine Tante mit meiner Großmutter spielte, vielleicht als Rache für erlittene Kränkungen oder die Zumutungen der Pflege, wenn sie sie regelmäßig und unnachgiebig fragte, ob sie denn wisse, wie sie heiße, wie alt sie sei und wer sie da gerade besuche. Das Entsetzen, die weit aufgerissenen Augen und den Ausdruck tiefster Hilflosigkeit, der dann über das Gesicht meiner Großmutter zog, hat Czapski in einer Vorahnung vielleicht verhüten wollen, indem er das Spiel umkehrte und sich sein früheres Ich beständig vorstellen ließ.

»Czapski war ja wirklich von altem polnischen Adel, doch vom Adel übernahm er nur die Höflichkeit, das Polentum betrachtete er äußerst kritisch, das Alter nahm er mit Humor«, lese ich weiter – da begegnete ich, in sublimierter Form, meinen Eltern wieder, die nie aufgehört hatten, zu Hause in erster Linie Polnisch zu sprechen, deren Sprachgebrauch aber so wenig patriotische Ahnenpflege bedeutete und so sehr dem schlichten Wunsch folgte zu reden, wie es ihrem Wesen entsprach, das Herz auf der Zunge zu tragen, so zu sprechen, wie sie jeder bei sich in den kleinen Küchen in den schlesischen Kohlestädten gesprochen hatten, so daß meiner kindlichen Weigerung, mit ihnen in ihrer Sprache zu sprechen, keine pädagogischen Zwangsmaßnahmen folgten. Es muß kurz nach der Lektüre des Sinn-und-Form-Hefts gewesen sein, daß ich mein kindliches Versäumnis, das Geschenk dieser Sprache anzunehmen, zu korrigieren versuchte: durch erneutes Lesen. Ich erinnere mich, wie ich mir Marek Edelmans Buch über die Liebe im

Warschauer Ghetto, »I była miłość w getcie«, laut vorlas – um als Analphabet im Polnischen irgendwie jene Klänge nachzubilden, die mir von meinen Eltern so vertraut waren, von denen ich aber nicht wußte, wie sie geschrieben werden. Selbstvergewisserung durch den Nebel von Generationen, in einem Alphabet, das ich erst noch erlernen mußte.

Zu diesem Nebel, zu vagen Erinnerungen, Fragmenten eines erlernten Kollektivgedächtnisses und poetischen Einbildungen, die zu Erinnerungen wurden, gesellte sich auch Czapski. Er nimmt in diesem bis heute brüchigen Bewußtsein einen Ehrenplatz ein: Später sehe ich Filme über ihn, in denen er in einem altertümlichen Polnisch über seine Erlebnisse spricht, das war der Zungenschlag meiner Großmutter, ergänzt jedoch um eine ganz alteuropäische Polyglossie: Das Wienerdeutsch teilten sie, Czapski aber sprach noch ein aristokratisches Französisch, ein sanftes Russisch, ein Englisch wie aus den Salons. So wenig ist meinem Gedächtnis zu trauen, daß die Interviews von Czapski in meinen Erinnerungen mit jenen von Jan Karski verschwimmen, den Claude Lanzmann bekannt gemacht hat; sie gleichen sich bis in die Gestik, die Hände strecken sie identisch, ihre Stimmennachahmung ist die gleiche, unübertreffbare. Dabei könnten sie unterschiedlicher nicht sein. Und doch: Mir scheint es, als spräche da eine Stimme; eine verletzte, aber so unendlich gütige, wie ich sie, ja doch, nur von meiner tatsächlichen Großmutter kenne.

Von Czapski aber geht es nicht nur zu Karski und den hohen Gefühlen meines Teenager-Ichs mit ausgeprägtem (aber selten opportunem) Gerechtigkeitsinn. Es geht auch zu Jerzy Giedroyc, es geht zu Zofia Hertz, aber vor allem zu: Aleksander Wat, der ganz ausdrücklich ein ganzes Jahrhundert, *seines*, mit seinem Leben umfaßte. Und wieder Filme: Szyborska, wie sie mit dem Schalk in den gütigen Augen neben dem Ortsschild von Limerick steht. Diese Augen, ich weiß es ganz bestimmt, ähneln bis in die sie umspielenden Krähenfüße jenen meiner Großmutter: Es macht keinen Unterschied, wer von ihnen die *grande dame* der Lyrik war und an wen ich mich mit gehäkelten Topflappen in den Händen erinnere.

Diese Verbindung von Lebenswelten, das Überblenden von Lebensgeschichten der Großen drüben in den Büchern und den Kleinen am anderen Ende der Telefonleitung zu Weihnachten, läßt sich bei Zagajewski lernen. Oder vielleicht nicht lernen: Diese Art von Erinnerungskonfusion geschieht ganz kollateral. Die Sanftheit, die man zu hören glaubt, wenn man Zagajewskis Texte liest, die jeder vernennen könnte, der ihn schon einmal öffentlich sprechen, einen Text vorlesen erlebt hat, die aus jeder aufgezeichneten Lesung seiner Gedichte klingt, diese Sanftheit ist die gleiche, die auch meine Großmutter in ihrer Stimme hatte.

Das Melancholische als sehnsüchtiges Hinwenden zu einer Welt, die er nicht kannte, schlug sich, für jeden offensichtlich, in Zagajewskis Texten nieder. Es

hilft nichts, Vergleiche anzustellen mit Szymborska, Miłosz oder Zbigniew Herbert. Er war um zwanzig Jahre zu jung, um an ihrem Tisch zu sitzen. Das Pastorale bei ihm war auch immer tiefe, tiefe Traurigkeit, die genau deshalb (obwohl wirklich alle Voraussetzungen dazu da waren) selten ins Kulturpessimistische umschlug. Was uns, was mir bleibt, ist seine Suche nach Ersatzahnenfiguren, der Wunsch, alles von ihnen, die uns nichts mehr sagen können, zu wissen, und das ehrliche Staunen darüber, daß wir Menschen bewundern und uns ihnen nahe fühlen können, die uns nur in ihren gedruckten Worten begegnen, daß wir eine Sehnsucht nach ihnen empfinden können und uns ein paar Seiten aus einer Literaturzeitschrift die Lücken zu füllen vermögen, die das, was manchmal Entwurzelung genannt wird, in einem jungen Menschen geschlagen hat, der ohne Großeltern aufgewachsen ist, dessen Eltern eine andere Sprache sprechen als seine Freunde.

Bevor ich diesen Text zu Ende schreiben konnte, mußten anderthalb Jahre vergehen: Begonnen wurde er in der Nacht nach der Nachricht von Zagajewskis Tod. Meine Großmutter, es konnte nicht anders sein, ist wenige Wochen, nachdem sie zum »Marienkäferchen« wurde, gestorben. Bei unserer letzten Begegnung – sie las immer noch in der TV-Zeitschrift – wollten wir ein Erinnerungsfoto aufnehmen. Die alte Frau wußte nicht, wie ihr geschah, fühlte sich merklich unwohl zwischen den fremden Menschen, zu denen ihr die eigene Tochter und ihr Enkel geworden waren. Als meine Frau sich jedoch neben sie setzte und sie fragte: »Können wir Sie um ein Lächeln bitten?« – vollzog sich eine ungeheuerliche, mich bis heute fast beängstigende, als Wunder unvergeßliche Verwandlung: Da war sie wieder, für einige Sekunden, strahlend, mit so klaren, großen, gütigen Augen, einem Lächeln, das ihren ganzen Körper mit erstrahlen ließ; da war die Babcia aus meiner Kindheit wieder, deren Güte bis zur Selbstverleugnung reichte. Der Impuls, den ihr die Frage einer Fremden gegeben hatte, ließ die Kindergärtnerin wieder erstehen. Auf dem Foto, da sich ihr großes Herz durch ihre Augen in die Kamera ergoß, war jene bestimmende Furcht, sich selbst zu verlieren, nicht mehr zu sehen. Die Selbstvergewisserung, die ihr das Lesen nicht bringen konnte, schien für diese Weile wiedergefunden, eine Aufforderung zum Lächeln hatte sie gebracht.